

Predigt am 3. Advent 2014 (14.12.)

Wochenspruch:

In der Wüste bereitet dem Herrn den Weg, denn siehe, der Herr kommt gewaltig
(Jesaja 40,3.10)

Lesung aus der hebräischen Bibel: Jesaja 40, 1-11 ---Evangelium: Lukas 1, 67-79

Predigttext: Römer 15, 4-13

Liebe Gemeinde,

was haben wir für schöne Texte gehört in diesem Gottesdienst! Starke prophetische, poetische und zugleich politische Zeitansagen - Ansagen, die buchstäblich Musik geworden sind, die vielfach vertont wurden und in einem nachklingen können und dann wie Balsam für die Seele sind und Trost, der das Herz erwärmt.

Trostworte im wahrsten Sinne des Wortes: „Tröstet mein Volk! Redet freundlich mit Jerusalem ... die Knechtschaft hat ein Ende ... In der Wüste bereitet dem HERRN den Weg ... Freudenboten sind unterwegs und erheben ihre Stimmen: Gott kommt gewaltig“, sagt der Prophet Jesaja. Doch Gott kommt, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, wir haben es gehört, nicht als Krieger, sondern wie ein Hirt: „er wird seine Herde weiden (nicht ausschlachten), er wird die Lämmer in seinen Arm sammeln (die Schwachen also nicht aufgeben) und im Bausch seines Gewandes tragen“. (Jes. 40, 1-11)

Und dann eine ähnliche Tonlage beim alten Zacharias in der Evangeliums-lesung. Dieser alte Mann stimmt seinen Lobgesang an - das muss man bedenken - , nachdem er neun Monate lang verstummt war, weil er es nicht fassen konnte, dass er und seine als unfruchtbar stigmatisierte Frau im hohen Alter doch noch Eltern werden sollten. Nach der Geburt des Kindes, das später Johannes der Täufer sein wird, findet er seine Stimme wieder. Seine Worte, die das lange Schweigen brechen, finden noch heute Resonanz und einen täglichen Nachhall z.B. in der Liturgie der anglikanischen Kirche: Blessed be the Lord the God of Israel, who has come to his people and set them free ... Free to worship him without fear, holy and righteous in his sight all the days of our life ... Diese Worte klingen in mir nach, weil ich sie 2012 zwei Monate lang mitgesungen habe als Gast in einem Ausbildungsseminar in Cambridge. Und sie haben mich genährt auf einer langen Wanderung allein durch Norwegen. Und zugleich schmerzen sie, diese Worte, weil sie so fernab jeder Realität zu sein scheinen, wenn wir an die Millionen durch Krieg und Terror vertriebenen und gejagten Menschen unserer Tage denken: „Erlöst aus der Hand unserer Feinde, Gott dienen ohne Furcht unser Leben lang?“

Wo bleibt „die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, der besucht und erscheint denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes?“ (Lukas 1, 67-79)

Ich weiß nicht, ob es an der Weltlage liegt oder meinem Älterwerden, jedenfalls finde ich in diesem Jahr die adventlichen Texte besonders bedrängend und kaum auszuhalten, denn: wo werden sie denn eingelöst, wo werden sie wahr, diese wunderbaren Verheißungen?

Peter Sloterdijk beschreibt in seinem diesjährigen Großessay („Die schrecklichen Kinder der Neuzeit“) unsere Weltlage ziemlich düster und ausweglos. „Die aktuelle Welt gleicht einem gigantischen Delta, in dem Ströme aus Strömungen ein Hyper-Labyrinth von Wasseradern mit unterschiedlichen Fließgeschwindigkeiten bilden. Das Delta ist der Raum, in dem der Unterschied von Strom und Stauung sich von selbst erledigt. ... Alles fließt, indem alles stagniert.“ Das klingt, als habe sich der Lauf der Welt erschöpft – vielleicht spiegelt es auch nur die erschöpfte Gemütsverfassung der Autors und vieler Zeitgenossen.

Die einen, so der Philosoph weiter, setzen angesichts dieser Lage auf mittelfristige Fortsetzung. Man habe das weltweit mit dem Begriff aus der Forstwirtschaft sustainability (Nachhaltigkeit) kodiert. Doch bei den meisten scheint, so Sloterdijk, „das Zeit-Empfinden auf Endverbrauch im Hier und Jetzt gepolt“. Fast nach Motto: Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Sloterdijk weist darauf hin, dass allein von der Endlagerung radioaktiver Abfälle aus Nuklearreaktoren 10000 Jahre lang Strahlungsgefahren ausgehen. Ist die Zukunft also nur finster?

Für unser In-der-Welt macht Sloterdijk eine Bemerkung, die wohl für alle Zeiten gilt: „Du kennst die Anfänge nicht, die Enden sind dunkel, irgendwo dazwischen hat man dich ausgesetzt. In der Welt sein heißt im unklaren sein. Am besten ist es, man hält sich an den Schein des Sich-Auskennens in der näheren Umgebung, die man seit einer Weile die „Lebenswelt“ nennt. Verzichtest du auf weitere Fragen, bist du vorläufig in Sicherheit.“

Das ist ironisch gemeint, denn natürlich wissen wir wie der Philosoph, dass diese Sicherheit trügerisch ist. Denn, so Sloterdijk: „Hebt der Mensch den Kopf und blickt über den Rand des Offensichtlichen, wird er vom Unbehagen am Offenen bedrängt.“ Unbehagen am Offenen – vielleicht ist das eine richtige Diagnose der derzeitigen Stimmungslage. Viele sorgen sich: Bildet sich nach der Finanzblase die Immobilienblase? Platzen am Ende alle Zukunftspläne? Und überhaupt: Sind wir nicht hoffnungslos überfordert mit den Problemen, die wir weder aussitzen noch abwehren können? Alles in Bewegung und zugleich Stagnation begriffen.

Und wie nur können wir glauben, mit Waffenlieferungen in alle Welt und mit dem Ausbau der Festung Europa unsere Sicherheit zu bewahren? Wo doch Hoffnungslosigkeit und Zukunftsängste gleich nebeneinander auf Hamburger Schulbänken sitzen! Bei denen, die nach dem Schulabschluss in den Stadtteilschulen keinen Ausbildungsplatz bekommen. Und die als Einwandererkinder auch in der dritten Generation noch gefragt werden: Wo kommst du her?

Wie nun gehen wir als Christenmenschen um mit dieser Spannung: den Heilstexten aus der Vergangenheit einerseits und den Unheilsbefürchtungen, die uns aus der Zukunft entgegen kommen?

Etwas müde und resigniert sagt Sloterdijk am Schluss seines 500-Seiten-Essays, man wäre gut beraten, sich an einer Neufassung des „Prinzips Hoffnung“ zu beteiligen.

Damit erinnert er an das Hauptwerk von Ernst Bloch: „Das Prinzip Hoffnung“. Die einleitenden Worte dieses epochalen Werks aus dem 20. Jahrhundert – ich las es am Beginn meines Studiums – klingen aktueller denn je:

„Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Viele fühlen sich nur als verwirrt. Der Boden wankt Einmal zog einer aus, das Fürchten zu lernen. ... Doch nun wird ... ein uns gemäßeres Gefühl fällig. Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern.“

Es war Jürgen Moltmann, der genau vor 50 Jahren, also 1964, mit seinem in vielen Auflagen immer wieder gedruckten Buch „Theologie der Hoffnung“ als Christ auf das Buch des Marxisten Bloch antwortete. Die Dialoge dieser beiden Tübingen Hochschullehrer haben mich in meinem Studium beflügelt. Moltmann schreibt: „Durch den Glauben kommt der Mensch auf die Spur des wahren Lebens, aber allein die Hoffnung erhält ihn auf dieser Spur. ... Glauben heißt, die Grenzen in vorgreifender Hoffnung zu überschreiten, die durch die Auferweckung des Gekreuzigten durchbrochen sind. Dieser Glaube hat nichts mit Weltflucht zu tun. ... Wer auf Christus hofft, kann sich nicht mehr abfinden mit der gegebenen Wirklichkeit, sondern beginnt an ihr zu leiden, ihr zu widersprechen. Frieden mit Gott bedeutet Unfrieden mit der Welt, denn der Stachel der verheißenen Zukunft wühlt unerbittlich im Fleisch jeder unerfüllten Gegenwart.“

Ich habe damals im Studium gelernt, dass der biblische Gottesname adventlich ist, also eine Chiffre ist für das, was kommt, uns entgegen kommt und noch nicht erschienen ist. „Wer bist du?“ fragte einst Moses, als er die geheimnisvolle Gotteserscheinung am brennenden Dornbusch hatte (2. Mose 3), und bekommt zu Antwort: „Ich bin, der ich sein werde. Ich werde mich erweisen in deinem Leben.“ Gott – nicht ewiges, unbewegtes Sein, sondern ein Mir-Voraussein, ein Gott, der mir Spannkraft gibt, mich in Spannung versetzt, der mich einspannt in ein Projekt, das noch unterwegs ist.

Kann man solche Spannkraft lernen? Paulus schreibt an die Gemeinde in Rom (Römer 15,4-13): „All die Sachen, die früher aufgeschrieben wurden, wurden aufgeschrieben für uns zum Lernen. Durch diese Texte (wie z.B. Jesaja oder den Lobgesang des Zacharias) bekommen wir durch die Geduld und den Trost der Schrift Hoffnung.“ Paulus spricht wiederholt vom „Gott der Hoffnung“. Doch bevor diese Hoffnung ihre Kraft in uns entfaltet, braucht es anscheinend langen Atem, also Geduld, und angesichts des Unerträglichen und Unerlösten in dieser Welt auch Trost. Paulus wird ganz seelsorgerlich, wenn er den „Gott der Geduld“ und den Gott des Trostes“ ins Spiel bringt und empfiehlt, diesen Gott als „den Vater unseres Herrn Jesus Christus zu loben“. Und zwar so, dass dieses Gotteslob nicht im inneren Zirkel der Frommen bleibt, sondern sich der Welt öffnet in ihrer ganzen ökumenischen und interkulturellen Weite: „Lobet und preiset ihr Völker den Herrn!“ Luther hat das griechische Wort ethnos, also Ethnie, mit „Heiden“ übersetzt, was ein wenig in die Irre führen kann. Es geht tatsächlich um die Völker in ihrer ethnischen Vielfalt. Der Gott der Hoffnung ist ausdrücklich einer, der die sogenannten Heiden erfasst und befreit aus Finsternis und Schatten des Todes.

Dieser Gott der Hoffnung hat auch mich berührt, als vor ein paar Wochen zwei junge Frauen aus dem Iran hier in der Petrikerche auftauchten und vor mir standen. Die eine kannte ich – ich hatte sie vor ein paar Jahren in unserer Martinskapelle getauft. Sie wollte das, getauft werden, ihren Namen sinnfällig in den dreifaltigen

Gottesnamen eintauchen lassen – wissend um die Gefahr, in die sie sich begeben würde, wenn sie als ehemalige Muslima in ihre Heimat nach Teheran zurückkehren würde. Über Email waren wir immer mal wieder im Kontakt. Zeitweise lebte sie versteckt bei Verwandten, weil ihre Wohnung durchsucht wurde. – Und jetzt stand sie ganz unvermittelt vor mir, gemeinsam mit einer Freundin, die ein Martyrium von Zwangsehe und Repression hinter sich hatte. Und die mir bei einer weiteren Begegnung einen bewegenden Brief in die Hand drückte, in dem sie beschreibt, wie sehr sie in all den Jahren die Christuskraft gespürt habe, sich begleitet wusste von der herzlichen Barmherzigkeit des Gottes, der die besucht, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes.

Die beiden wurden inzwischen über das Asylverfahren nach Kiel geleitet. Durch ein paar Telefonate konnte ich – Gottlob! – helfen, verschiedene Türen zu öffnen. Da sind jetzt konkrete Menschen, die sich um die beiden kümmern, eine Wohnung ist da und Sprachkurseangebote.

So vieles ist möglich, wenn wir ins Gelingen verliebt sind und gelegentliches Scheitern nicht fürchten!

Der Gott der Hoffnung – er begegnet uns in den alten Texten von Jesaja und Zacharias, doch er begegnet uns auch in denen, die zu uns kommen als Flüchtlinge, die vor unserer Tür stehen und anklopfen und uns überraschen, weil sie das Lied des Zacharias auf ihren Lippen tragen: „Gelobt sei Gott, der sein Volk besucht und erlöst hat“

Möge er immer wieder erscheinen – vornehmlich denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und möge dieser Gott richten unsere Füße auf den Weg des Friedens!

Ja, es kommt darauf an, immer wieder das Hoffen zu lernen, mit Gebet und Lobpreis – und dem Tun des Gerechten.

„Der Gott aber der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr völlige Hoffnung habet durch die Kraft des heiligen Geistes.“ (Römer 15,13)
Amen.